

Die deutsche Schriftsprache und die Regionen



Studia Linguistica Germanica

Herausgegeben
von
Stefan Sonderegger
und
Oskar Reichmann

65

Walter de Gruyter · Berlin · New York
2003

Die deutsche Schriftsprache und die Regionen

Entstehungsgeschichtliche Fragen
in neuer Sicht

Herausgegeben
von
Raphael Berthele
Helen Christen
Sibylle Germann
Ingrid Hove

Walter de Gruyter · Berlin · New York
2003

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 3-11-017497-9

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Copyright 2003 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin.
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikrover-
filmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

Vorwort

Die „Entstehung“ und „Durchsetzung“ der deutschen Gemeinsprache bleibt für eine Germanistik, die sich ein gewisses sprachhistorisches Interesse bewahrt hat, das magische Zentrum – faszinierend und geheimnisvoll, aber verborgen hinter angsteinflößenden Materialgebirgen, durch die sich translitterierend und klassifizierend durchzukämpfen hat, wer ihm näher kommen will. Die Vielfalt der Theorien, die sich als Waffen der Interpretation anbieten, wirkt nicht beruhigend auf den faktenbeladenen Kämpfen. Die Forschenden haben sich, je nach Temperament, deshalb mehr der Beschreibung der „Tatsachen“ zugewandt und dabei deren Erklärung hintangestellt, oder sie haben die Verhältnisse nach bestimmten Theorien erklärt und dafür die Fakten grosszügig behandelt. Die phantasieanregende Potenz des Problems zeigt sich schon darin, dass man nicht allzu betagt zu sein braucht, um das völlige Obsoletwerden einst allgemein anerkannter Entstehungshypothesen erlebt zu haben. Auf alle Fälle kann keine einzelne Person mehr sich des Gesamtphänomens annehmen, und die Annäherung verschiedener theoretischer Standpunkte, der Austausch speziellen Wissens, ja nur schon die Vergewisserung der Terminologie ist wohl am ehesten vom gemeinsamen Gespräch zu erhoffen.

Dieser Band ist der erste Teil eines Versuchs, mehrere eminente Kenner der Problematik ins Gespräch zu bringen. Der zweite Teil wird aus der Diskussion der Beiträge durch die Beiträger an einem kleinen Kolloquium an der Universität Freiburg/Schweiz bestehen, deren Resultate sich hoffentlich in zukünftigen Arbeiten niederschlagen werden. Als einer, der sich für die Entstehung des Neuhochdeutschen brennend interessiert, wurde ich eingeladen, eine Art Anregungspapier zu formulieren (siehe den entsprechenden Beitrag in diesem Band) und meine Fragen eigennützig auf jene Facette des Entstehungsprozesses zu richten, die mich persönlich am meisten interessiert: Der Standpunkt der Regionen.

Ich ging davon aus, dass heute Konsens bestehe über die prinzipielle Gleichberechtigung der geschriebenen Varianten des Deutschen (oder des Kontinentalwestgermanischen) vor der Wende zum 16. Jahrhundert. Ich habe in den Beiträgen zu diesem Band bereits lernen dürfen, dass dieser Konsens nicht ganz unerschüttert ist. Insbesondere im Niederdeutschen

und im Ripuarischen scheint schon sehr viel früher „das Hochdeutsche“ (als stereotypischer Begriff) eine gewisse Höherschätzung genossen zu haben. Im Norden sind deshalb nicht alle Schreiber in allen Textsorten von einer „Regionalmaxime“ ausgegangen („Wähle Variante X, weil sie einheimisch ist!“), sondern von einer „heterozentrischen“ Maxime, nach der eine höher gewertete Variante bevorzugt werden soll, auch wenn sie zu einer fremden Schreibvarietät gehört. Falls dies stimmt, dann wären Ansätze zu einer „Vertikalisierung“ der Varietäten viel früher angelegt gewesen, als man im allgemeinen annimmt. Gleichzeitig aber ergäbe sich ein (wie immer zu begründender) Ausgangspunkt für eben diesen Vertikalisierungsprozess, da ja der Begriff an sich zwar einleuchtet, den Vorgang aber nicht von sich aus erklärt.

Dass die Regionalmaxime aufgegeben werden musste, damit eine gemeinsame Hochsprache entstehen konnte, versteht sich von selbst. Warum aber sollten sich die Schreiber sprachlich aneinander anpassen? Sicher liegt eine gewisse Überregionalität und Konservativität im Wesen der geschriebenen Sprache selber, die Behaghel als Sprache der andern und der Überlieferung charakterisiert hat. Die Frage ist nur, wie gross der Kreis der „andern“ sein soll, wie weit zurück die „Überlieferung“ reicht. Die Frage ist ferner, ob eines der Schriftidiome von Anfang an „Leitvarietät“ war (auf die hin die andern konvergierten), ob sich die „Leitvarietäten“ abgewechselt haben, oder ob alle Varietäten in vielleicht unterschiedlichem Masse, aber eben doch alle, Gebende und Nehmende in diesem Prozess waren. Wenn solch echter Ausgleich stattgefunden hätte, dann wäre es grundsätzlich verfehlt, den Prozess als einen Kampf mit „Siegern“ und „Verlierern“ zu modellieren. Man könnte dann die Gemeinsprache als Ergebnis gemeinsamer Arbeit an einem als gemeinsam empfundenen Besitz betrachten, mit der sich alle aufgrund der von ihnen „eingebrachten“ Sprachmerkmale identifizieren können – eine Vorstellung, die vielleicht naiv und konsenssüchtig klingt, die aber in jenen Regionen, die mit der sprachlichen „Verlierer“-Rolle zu kokettieren pflegen, sogar sprachpädagogisch günstige Auswirkungen haben könnte. Aus den Beiträgen dieses Bandes habe ich gelernt, dass offensichtlich tatsächlich keine Region ohne Verzicht auf Eigenes in den Hafen der Gemeinsprache einlaufen konnte, dass sie alle auf „Regionalismen“ verzichten mussten – nicht nur das Hochalemannische oder das Westfälische, auch das Ostmitteldeutsche und die Sprache der nordoberdeutsch-mitteldeutschen „Kernregion“.

Allerdings wurde ich auch daran erinnert, dass die lautlichen und die grammatischen Regionalismen nicht das grösste Hindernis für die Verständigung gewesen sein dürften, da war der Wortschatz sicher wichtiger. Und

hier dürfte der Ausgleich wesentlich weniger egalitär verlaufen sein – nur stellen sich der Erforschung des Ausgleichs im offenen System des Lexikons fast unüberwindliche empirische Schwierigkeiten entgegen. Es ist so bezeichnend wie es entschuldbar ist, dass keiner der Beiträger „phänomenorientiert“ auf den Wortschatzausgleich eingeht. Ferner wurde ich daran erinnert, dass das Wesentliche an der Schriftsprache letztlich überhaupt nicht in ihrer Überregionalität gesehen werden sollte, sondern in ihrer spezifischen Funktionalität – was gelernten Dialektologen nicht oft genug gesagt werden kann. Was aber nicht bedeutet, dass sie ihr Interesse für die möglichst faktennahe Rekonstruktion von Divergenz- und Konvergenzprozessen aufgeben sollten.

Zu sagen, dass die Schreiber sich an gewisse Maximen der Variantenauswahl gehalten hätten, ist eines. Diese Maximen nicht-zirkulär zu bestimmen, ist ein ganz anderes. Und wenn man die Schreiber als handelnde Menschen sehen will, dann stellt sich weiter die Frage, aufgrund welchen Wissens sie ihre Wahlhandlungen ausgeübt haben. Konnten sie tatsächlich wissen, was an ihrem Dialekt eine regionale lautliche Neuerung gewesen sei (um sie dann zu vermeiden)? Konnten sie wissen, ob ein Sprachmerkmal verbreiteter gewesen sei, als ein anderes (um dann das verbreitetere zu wählen)? Beobachtungen am Sprachverhalten neuzeitlicher Dialektsprecher deuten darauf, dass ein gewisses Ausmass solchen Wissens vorausgesetzt werden darf – aber war das unter ganz andern medialen Bedingungen auch schon der Fall? Das Resultat des Ausgleichsprozesses spricht dafür, aber ob das Resultat auf die unterstellten Verhaltensweisen zurückzuführen sei, ist nochmals eine andere Frage, die wiederum der so einleuchtende Begriff der *salience* von sich aus nicht zu beantworten vermag.

Und immer wieder stellt sich das Problem des Verhältnisses zwischen gesprochener und geschriebener Sprache. Ein anderer Konsens schien darin zu bestehen, dass sich die Ausgleichsvorgänge, die zum Neuhochdeutschen führten, auf der schriftlichen Ebene abgespielt haben, und dass der Druckersprache dabei eine Pionierrolle zukam. Beide Annahmen erfreuen sich nicht mehr völlig ungeteilter Zustimmung, auch das geht aus den Beiträgen zu unserm Band hervor. Dass die Ausgleichsvorgänge sich je nach Textsorte verschieden gestalteten, ist weiterhin unbestritten, und die Rolle der Druckersprachen wird sich nuancieren lassen. Beunruhigender ist die Vorstellung einer Neuauflage der Theorie von der mündlichen Basis der neuhochdeutschen Gemeinsprache (oder wenigstens ihrer Vorläufer-Varietäten). Doch auch wer nicht daran glauben mag, wird doch zugeben müssen, dass die Varietät, die gewöhnlich zum Schreiben verwendet wurde, nicht nur vorgelesen, sondern auch diktiert, also zumindest in einem gewissen

Ausmass mündlich hic et nunc erzeugt worden ist. Überhaupt muss man wohl unterstellen, dass das Schreiben immer auch „irgendwie“ an die mündliche Muttersprache zurückgebunden sein musste – nur in ihr konnte man ja eine vollständige Kompetenz erwerben. Doch wie sollen wir das „irgendwie“ konkretisieren?

Wenn ich bisher immer von „einer“ Ausgleichssprache gesprochen habe, dann spiegelt dies die Betriebsblindheit des Germanisten. Doch für jemanden, der von der ursprünglichen Gleichberechtigung der germanischen Schreibvarietäten auf dem Kontinent ausgeht, müsste eigentlich klar sein, dass diese vielen Varietäten nicht eine, sondern zwei (grosse) moderne Gemeinsprachen hervorgebracht haben. Das Niederländische muss deshalb, wie es in diesem Band geschieht, in die Diskussion der Entstehung des Neuhochdeutschen unbedingt einbezogen werden, weil wir aus der Eigenentwicklung des Niederländischen neben dem Deutschen viel über die Bedingungen der Gemeinsprachentwicklung lernen können.

Die Aufsätze in diesem Band haben (gottlob) nicht alle meine Fragen beantworten können, dafür haben sie mir Antworten auf manche Fragen angeboten, an die ich nicht gedacht hatte, und mir über viele, bloss geahnte Zusammenhänge mehr Gewissheit gegeben. Manche breiten Fakten aus, die bisher unbekannt oder nicht in dieser konzisen Weise dargestellt waren. Nicht zuletzt vermögen die widersprechenden und den Konsens störenden Ideen die eigene Denkarbeit anzuregen. Und natürlich wecken sie grosse Erwartungen an die bevorstehende Diskussion.

Der Beiträgerin und den Beiträgern zu diesem Band danke ich von ganzem Herzen für die Bereitschaft, auf meine Fragen einzugehen, und für die Sorgfalt und Frische, mit der sie versucht haben, darauf zu antworten. Ich bin überzeugt, dass ihre Abhandlungen die Diskussion um die Entstehung des Neuhochdeutschen ein Stücklein weiter bringen werden, da sie konsequent nicht die Sprachgeschichte der Regionen, sondern die Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen in und durch die Regionen in den Mittelpunkt gestellt haben.

Meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben die Mühe der Organisation des Bandes wie des Folgekolloquiums auf sich genommen, als grossartiges Präsent zu nichtigem Anlass. Ich bin ihnen dafür zu tiefem Dank verpflichtet. Besonders gerührt bin ich, weil ich aus der Art ihres Geschenks entnehmen darf, dass sie mich zwar für weiterbildungsbedürftig, aber weiterhin für bildungsfähig halten.

Inhalt

Walter Haas (Freiburg/Schweiz)

Vorwort V

Walter Haas (Freiburg/Schweiz)

Die deutsche Schriftsprache und die Regionen –

Die Regionen und die deutsche Schriftsprache 1

Werner Besch (Bonn)

Die Regionen und die deutsche Schriftsprache. Konvergenz-
fördernde und konvergenzhindernde Faktoren –

Versuch einer forschungsgeschichtlichen Zwischenbilanz. 5

Oskar Reichmann (Heidelberg)

Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache:

Wo bleiben die Regionen? 29

Elvira Glaser (Zürich)

Zu Entstehung und Charakter der neuhochdeutschen

Schriftsprache: Theorie und Empirie 57

Arend Mihm (Duisburg)

Schreibsprachliche und akrolektale Ausgleichsprozesse bei der

frühneuzeitlichen Standardisierung 79

Norbert Richard Wolf (Würzburg)

Gibt es althochdeutsche Sprachregionen? Oder:

Warum gibt es keine althochdeutsche Schriftsprache? 111

Luc de Grauwe (Gent)

Theodistik. Zur Begründung eines Faches und ein Plädoyer

für eine kontinentalwestgermanische Sicht auf die neuzeitliche

Bifurkation Deutsch/Niederländisch 127

Robert Peters (Münster)

Ostmitteldeutsch, Gemeines Deutsch oder Hochdeutsch?

Zur Gestalt des Hochdeutschen in Norddeutschland im

16. und 17. Jahrhundert 157

Jürgen Macha (Münster)

Regionalität und Syntax: Redewiedergabe in frühneuhochdeutschen

Verhörprotokollen 181

Thomas Klein (Bonn)

Niederdeutsch und Hochdeutsch in mittelhochdeutscher Zeit . . . 203

Walter Hoffmann (Bonn)

Entregionalisierung im Kölner Buchdruck in den ersten

Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts? 231

Gerhard Kettmann (Halle)

Ostmitteldeutsch im 16. und 17. Jahrhundert

(eine Standortbestimmung am Beispiel Wittenberg) 253

Personenregister 273

Sachregister 279

Walter Haas (Freiburg/Schweiz)

Die deutsche Schriftsprache und die Regionen – Die Regionen und die deutsche Schriftsprache

Beim folgenden Text handelt es sich um ein Konzept, das den thematischen Rahmen des vorliegenden Bandes abstecken sollte. Er diene den Autorinnen und Autoren als Diskussionsgrundlage und Anregung zur Verfassung ihrer Texte.

Es besteht heute Konsens darüber, dass bis zur Reformation die regionalen Varietäten des geschriebenen Deutsch gleichberechtigt nebeneinander standen. Man kann dies als Ausdruck regionalen Sprachbewusstseins interpretieren. Das Phänomen könnte aber auch etwas direkter auf das sprachliche Handeln bezogen werden. Man könnte sagen, die Schreibenden seien bei ihrer Wahl schriftsprachlicher Varianten verschiedenen Maximen gefolgt, unter anderem einer regionalen Maxime: Wähle Variante X, weil sie einheimisch ist (weil man bei uns so schreibt). Damit sich eine gemeindeutsche Schriftsprache herausbilden konnte, mussten die Schreibenden die „Regionalmaxime“ wesentlich schwächen, vielleicht sogar aufgeben. Das regionale Sprachbewusstsein konnte dabei durchaus erhalten bleiben, sich aber anders manifestieren (Benutzung gewisser Wörter oder morphologischer Besonderheiten als „Marker“; Verschiebung auf die gesprochene Sprache usw.).

Aufgrund der Sprache der deutschen Bibel könnte folgende These aufgestellt werden: Zu Beginn des Dreissigjährigen Kriegs sind noch immer Auswirkungen der Regionalmaxime fassbar (letzte niederdeutsche Luther-Adaptationen, letzte schweizerische Bibeln mit sprachlicher Verankerung im 16. Jh.). Nach dem Dreissigjährigen Krieg sind Regionalismen in der deutschen Schriftsprache nicht mehr auf die Regionalmaxime zurückzuführen, sie sind unvermeidliche Relikte auf dem Weg zur Konvergenz. Nur noch für wenige Textsorten spielt die Regionalmaxime aus unterschiedlichen Gründen weiterhin eine Rolle, z. B. für juristische (wie die Bürgereide norddeutscher Städte) oder katechetische Texte (wie die halbdialektalen Katechismen des Staates Bern).

Es würde mich interessieren, ob eine solche These sich für die verschie-

denen deutschen Regionen stützen lässt; in welchen Regionen und Textsorten die Regionalmaxime am frühesten aufgegeben wird oder umgekehrt am längsten wirksam bleibt und warum.

Im Zusammenhang mit sprachlicher Konvergenz spielt die Idee einer Leitvarietät (an die sich die andern Varietäten anschliessen), eine wichtige Rolle. Die Vorstellung einer Leitvarietät im Sinne eines „vollständigen“ Sprachsystems scheint aber zu simpel zu sein. Ich frage mich, ob die „Bereitschaft zur Konvergenz“ nicht ganz wesentlich dadurch unterstützt wurde, dass jede Region von Anfang an in der entstehenden Gemeinsprache in einem gewissen Sinne „die eigene Sprache“ sehen konnte – wenn auch aufgrund unterschiedlicher sprachlicher Realitäten. So könnte z.B. für die Bereitschaft der Westoberdeutschen, das Deutsche immer auch als „ihre“ Sprache anzuerkennen, die Schreibung eine hervorragende Rolle gespielt haben. Die Forschungen Beschs haben gezeigt, dass sich Luther in seiner Wortwahl beträchtlich vom Ostoberdeutschen beeinflussen liess, sein Wortschatz bot Ostoberdeutschen wie Ostmitteldeutschen sprachliche Identifikationsmöglichkeiten. Der Übergang der Wittenberger Drucker von einer regional ostmitteldeutschen Graphie zur westoberdeutsch geprägten Schreibung (vorangekündigt durch Petris Nachdruck des NT von 1522) machte die vom Wortschatz her „fremde“ Sprache im West- und Nordoberdeutschen vertrauter, umgekehrt schmälerte im Ostmitteldeutschen die neue Schreibung den „Vertrautheitseffekt“ des Wortschatzes wenig. Die Flexion der entstehenden Schriftsprache war vermutlich mitteldeutschen nicht-apokopierenden und nicht-synkopierenden Regionalsprachen stark verbunden und machte sie dort heimisch. Der Übergang der niederdeutschen Regionen zum Neuhochdeutschen wurde sprachlich vielleicht wiederum durch die Orthographie erleichtert, die Phonemoppositionen zum Ausdruck brachte, die in den dortigen Regionalsprachen tatsächlich in der Sprechsprache vorhanden waren, während sie in weiten Teilen „Hochdeutschlands“ bloss als graphische Oppositionen überlebten; das könnte umgekehrt den späterhin verbürgten Einfluss des Niederdeutschen auf die Aussprache des Neuhochdeutschen begründet haben. Zu denken ist hier wohl auch an alte Traditionen der Anerkennung des Oberdeutschen als Sprache der schönen Literatur auch im Norden (vergleichbar den literarisch unterschiedlich „spezialisierten“ regionalen Schreibsprachen in der Westromania), was den Übergang viel weniger unvermittelt erscheinen liess.

Zu fragen wäre umgekehrt auch, inwiefern das Fernbleiben der Niedern Lande am „deutschen“ Konvergenzprozess durch sehr alte, auffällig abweichende und nach dem französischen Westen hin orientierte Schreibkonventionen wenigstens mitbegründet ist.

Wenn aber die entstehende deutsche Schriftsprache allen Regionen ein Identifikationsangebot machte, dann bedeutete die Aufgabe der Regionalmaxime nirgendwo einen totalen, schmerzhaften Einschnitt. Deshalb war auch eine relativ schnelle und in relativem „Gleichschritt der Regionen“ und dennoch abgestuft verlaufende Konvergenz auf dem gesamten Sprachgebiet möglich. Ist es denkbar, die Sprachgeschichte des Deutschen nicht nur unter dem Verlustaspekt zu studieren (was jede Region aufgeben musste), damit auch nicht nach einem starken Leitvarietäten-Modell (das zu sehr mit „Siegern“ und „Verlierern“ rechnet)? Ist es möglich, das Deutsche als Ergebnis gemeinsamer Arbeit an einem als gemeinsam empfundenen Besitz zu betrachten (wobei diese Empfindung auf unterschiedlichen konkreten Merkmalen der Sprache beruhte, aber die geistige Voraussetzung für die gemeinsame Arbeit bildete)?

Ich möchte glauben, dass die Diskussion solcher Fragen aufgrund konkreter Texte, konkreten Sprachmaterials die Sprachgeschichte des Deutschen um interessante Aspekte bereichern könnte.

Werner Besch (Bonn)

Die Regionen und die deutsche Schriftsprache. Konvergenzfördernde und konvergenzhindernde Faktoren Versuch einer forschungsgeschichtlichen Zwischenbilanz.

1. Vorspann

Die Parabel von der babylonischen Sprachverwirrung (Genesis 11, 1–9) beschreibt Sprachenvielfalt als Strafe. Die Verständigung untereinander ist nicht mehr möglich und damit auch nicht gemeinsames Handeln.

Ob Strafe oder nicht: die unübersehbare Vielfalt menschlicher Sprache ist die geschichtliche Realität. Sie wird im Verlauf der Menschheitsgeschichte immer wieder auch zu einem Problem. Man kann nun die Entwicklung von Schrift und Schriftlichkeit in späteren Stadien als ein Unterlaufen des naturgegebenen Sprachpartikularismus in der Welt sehen, als Ansatz eines Problemlösungsversuchs. Sprachgemeinschaft ist Verkehrsgemeinschaft, ist Übereinkunft, Konvention, und das setzt Gemeinschaftskontakt voraus. Ein solcher findet aber in sprechsprachlicher Zeit zwangsläufig seine engere räumliche Begrenzung. Schrift schiebt solche Grenzen weiter hinaus, ja überwindet sie unter bestimmten Umständen ganz, bindet zu größerer Einheit zusammen. So wird Schriftsprache auch zur ‚Sprache Anderer‘ (Maurer 1972, 164). Ihr Vorzug ist die größere Reichweite, die stufenweise über ihren ursprünglichen sprachlichen Entstehungsraum hinausführen kann in länderübergreifende Dimensionen, man denke nur an das hellenistische Griechisch oder an das Latein in Europa bis in die Neuzeit hinein. Welche Funktionen eine solche Schriftsprache auch immer übernimmt, ob nur geschrieben, irgendwann auch gesprochen, ob muttersprachenah oder fremd, gar Fremdsprache, sie ermöglicht Verständigung über große Distanz, etwas, das reine Sprechgemeinschaften so nie leisten können. Schriftsprache mildert oder sprengt sogar die Raumbeschränkung menschlichen Sprechens, sie ist partielle Annullierung der babylonischen Sprachverwirrung, wenn man so will.

Dieser Vorspann soll vor der Behandlung der Regionen und der deutschen Schriftsprache seit Beginn der Neuzeit bewußt machen, daß Schrift von Anfang an aus der Kleinräumigkeit herausstrebt. Die ‚Regionalmaxime‘ erfaßt vermutlich nur ein Phasenprodukt in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Tendenziell vermag Schriftsprache Regionalität außer Kraft zu setzen, losgelöst von einer gewachsenen Sprechbasis. Dieser Prozeß beginnt schon früh in den Schreibdialekten der Klöster, in den regionalen Schreibsprachen des späteren Mittelalters, in den lexikalischen Doppelformen des ansatzweise überregionalen Wortschatzausgleichs schon im 15. Jahrhundert, in bisher noch nicht genau beschriebenen ‚Arrondierungen‘ wie Mittelhochdeutsche Dichtersprache, sodann ‚Gemeines Teutsch‘ oder ‚Hansesprache‘ mit den Merkmalen ‚partiell überregional‘, ‚partiell vertikalisiert‘. Die Neuzeit setzt solches fort und vollendet den überregionalen Ausgriff in allerdings neuer Kombination und vitaler Verstärkungsmotivation durch ausländische Vorbilder, religiöse Breitenimpulse und moderne Erfordernisse von Handel und Wandel. Was das im einzelnen jeweils ist, wird an passendem Ort im Folgenden nur angedeutet werden können. Hier kommt es mir vor allem auf die Feststellung an, daß Entregionalisierung auf der Schreibebeine dem Verschriftungsprozeß von Anfang an immanent zukommt, zu Zeiten in erreichten Zwischenstadien aus z.T. sehr unterschiedlichen Gründen stagnierend, sodann aber vom 16.–18. Jahrhundert in Form der Neuhochdeutschen Schriftsprache ihre größte Ausdehnung erfährt. ‚Entregionalisierung‘ und ‚Vertikalisierung‘ haben also als Beschreibungsbegriffe und Vorgangssphänomene schon vor dem 16. Jahrhundert ihre Berechtigung, allerdings in kleineren Maßstäben.

2. Versuch eines beschreibend-typisierenden Regionen-Überblicks

2.1 Vorgaben

Eine zeitgenössische Einschätzung Ende des 16. Jahrhunderts (vgl. Helber, 1593) kommt noch auf sechs unterscheidbare deutsche Drucksprachen; zunächst auf vier, wobei die Ober- oder Hochdeutsche als *eine* gezählt, dann aber noch einmal dreifach unterteilt wird. Es mag nützlich sein, Helbers Wortlaut und seine genaueren Zuordnungen hier wiederzugeben (S.24).

Ende des 16. Jahrhunderts ist Regionalität durchaus noch erkennbar. Helber ermißt das vornehmlich an der unterschiedlichen Wiedergabe der alten und neuen Diphthonge.

Viererelei Teütsche Sprachen weiß ich, in denen man Büecher druckt, die Cölnische oder Gälische, die Sächsische, die Flämmisch od' Brabantische, [32] und die Ober oder Hoch Teütsche. Unsere Gemeine Hoch Teütsche wirdt auf drei weissen gedruckt: eine möchten wir nennen die Mitter Teütsche, die andere die Donawische, die dritte Höchst Reiniſche: (dan das Wort Oberland nicht meer breüchig ist.) Die Drucker so der Mittern Teütschen aussprach als vil die Diphthongen ai, ei, au, zc. belangt, haltē, verstee ich die vñ Meinz, Speier, Frandfurt, Würzburg, Heidelberg, Nöznberg, Straßburg, Leipfig, Erbfurt, und andere, denen auch die von Cölen volgen, wan sie das Ober Teütsch verfertigen. Donawische verstee ich alle in den Alt Baierischen und Schwebischen Landē, den Rein unberürt. (Alt Baierische seind die, so vorzeiten all vnder eim Fürsten waren, nemlich jeziges Hertzogthumb Beieren, Ost oder Oesterreich mit und ob der Gms, Kärnten, Steier, Tirol, Krain, Salzburgerland, samt der Ambergische oder Obern Pfalz mit iren anstößen, zc.) Höchst Reiniſche lestlich, die so vor jezigen jaren gehalten haben im Drucken die Sprach der Eidgenossen oder Schwei- [33] zer, der Walliser, und etlicher beigesessener im Stifft Costanz, Chur, vñ Basel.]

Insgesamt große Unterschiede dürften wohl dem zu Beginn genannten Dreierblock in Abhebung vom Ober- oder Hochdeutschen zukommen. Das führt mich dazu, die Frage zu stellen, welche linguistischen Konditionen am ehesten konvergenzfördernd oder konvergenzhindernd sein könnten, einmal unabhängig von außersprachlichen Wirkungsfaktoren gesehen. Da muß man sicherlich den linguistischen Abstand oder andererseits die linguistische Nähe zu einer sich abzeichnenden Ausgleichsvarietät sehen. Auch sprachlich-räumliche Kriterien müssen Aufmerksamkeit finden, etwa Randlage oder Mittellage, bezogen auf das Gesamtgebiet deutscher Sprache, ebenso Größe des Geltungsareals einer (schriftlichen) Regionalvarietät. Beachtet man solche Gegebenheiten, dann formiert sich ein gewisser Erwartungshorizont bezüglich eines eher integrierenden oder divergierenden Ablaufs der schreibsprachlichen Entwicklung. Verläuft die Entwicklung eher konträr zum Erwartungshorizont, so bedarf dieses der besonderen Erklärung.

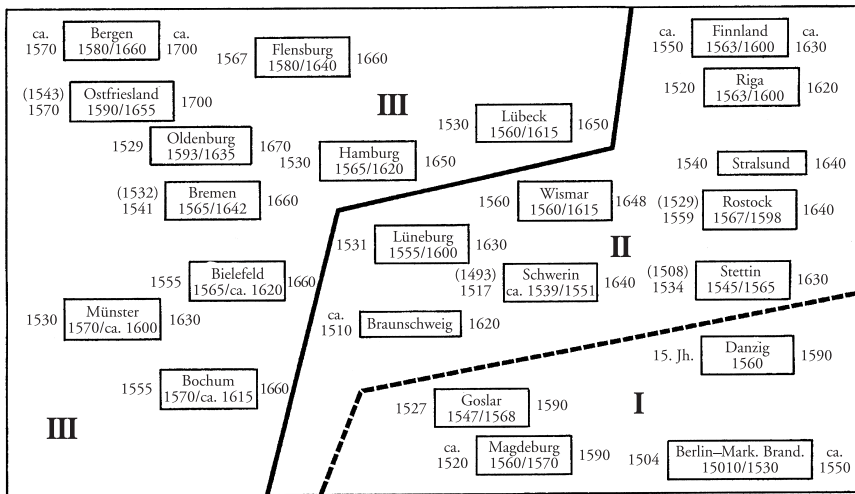
Im folgenden Durchgang will ich die Kriterien ‚linguistischer Abstand‘ und ‚Randlage‘ einer Varietät zusammen behandeln, wenn auch in unterschiedlicher Gewichtung. Es kann sich jeweils nur um den Versuch einer groben Raumtypisierung handeln, ohne Nachzeichnung all der Details, die

in der speziellen Fachliteratur inzwischen herausgearbeitet sind. Ergänzend in dieser Hinsicht darf ich auf meinen referierenden Artikel zur „Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache/Standardsprache“ (Besch 2002) verweisen.

2.2 Niederdeutsch

Den Übergang der niederdeutschen zur hochdeutschen Schriftsprache hat Gabriëlsson (1983) in folgender Übersicht dokumentiert:

Der Übergang der nd. zur hd. Schriftsprache in tabellarischer Übersicht



Die Zahlen I–III deuten Gruppierungen in der zeitlichen Abfolge an. Der Übergang ist in I und II um 1600 im wesentlichen abgeschlossen, in III einige Jahrzehnte später. Die beiden Zahlen im Rechteck signalisieren Schriftsprachenwechsel einmal im auswärtigen, einmal im inneren Kanzleibetrieb. Soweit ich sehe, ist diese Ablaufskizze bis dato nicht ernsthaft in Frage gestellt worden. Privates Schrifttum und der sozialschichtliche Aspekt des Übernahmeprozesses (Schreiben/Sprechen) können hier unberücksichtigt bleiben. Es ist weiterhin unbestritten, daß es sich hier im Sinne von Maas/Mattheier (1987, 232) um einen ‚Überschichtungsprozeß‘ handelt. Ich würde lieber von ‚Schreibsprachenwechsel‘ sprechen und dies aus zwei Gründen, einmal, weil meiner Ansicht nach ‚Wechsel‘ den tatsächlichen Vorgang deutlicher bezeichnet als ‚Überschichtung‘ und zum andern

‚Schreibsprache‘ als Terminus zu diesem Zeitpunkt noch angemessener ist als ‚Schriftsprache‘, bei der man üblicherweise von einem höheren Grad von Normiertheit ausgeht.

Für die allgemeine Durchsetzung des neuhochdeutschen Sprachtyps (zunächst auf der Schreib- und Druckebene) ist natürlich der Beitritt Norddeutschlands von großer Bedeutung. Das Geltungsareal hat sich dadurch entscheidend vergrößert.

Es sind bislang verschiedene Gründe für den nicht ohne weiteres zu erwartenden Wechsel genannt worden; ich verweise diesbezüglich etwa auf Gabriellson (1983), sowie auf die Artikel 108 (Peters) und 109 (Sodmann) in der 2. Auflage des Handbuchs Sprachgeschichte, 2. Band, 2000, mit weiterer Literatur. Die Raumtypik läßt in der Tat nicht ohne weiteres einen Sprachwechsel erwarten. Heinz Kloss (1976, 301–322; 1978, 24 u. 181 f.) bezeichnet das Niedersächsische als ‚Abstandssprache‘ zum Hochdeutschen, markiert durch tiefgreifende Unterschiede in Lautsystem, Grammatik und Wortschatz. Diese Unterschiede sind so groß, daß sie im konkreten Fall ein gegenseitiges Verstehen ausschließen. Der linguistische Abstand zum hochdeutschen Sprachtypus ist also klar erkennbar gegeben. Er hat ja auch damals sofort zu einer Übersetzung des lutherischen Neuen Testaments und dann der Gesamtbibel in das Niederdeutsche geführt – ein absoluter Sonderfall im ganzen deutschsprachigen Gebiet. Bis zu Luthers Tod (1546) zählt man über 90 Ausgaben in niederdeutscher Sprache. Zahlreiche weitere folgen in den nächsten 70–80 Jahren bis zum letzten nachweisbaren Druck 1621 in Goslar. Danach gibt es nur noch hochdeutsche Bibeln.

Nehmen wir nun zusätzlich das Kriterium ‚Randlage‘. Randlage trifft für das Niederdeutsch nur insofern zu, als es den deutschsprachigen Raum nach Norden abgrenzt, dies aber in breiter Front und weit nach Süden reichend, etwa ein Drittel der gesamten Sprachfläche abdeckend. Warum Sprachwechsel, da der linguistische Abstand gegeben, der Sprachraum relativ groß und die sog. Hanse-Sprache Wegbereiter hätte sein können für eine eigene niederdeutsche Schriftsprache? „Das Problem der Aufnahme des Hd. im nd. Sprachraum geht in seinen Ursachen und in seiner Bedeutung weit über das rein Sprachliche hinaus.“ (Sodmann 2000, 1509). War es ein weit in das Mittelalter zurückreichendes Sprach- und Kulturgefälle von Süden nach Norden hin? War es die längere Dominanz des Lateins im überregionalen Schriftverkehr des Nordens und eben auch der Hanse? War das Hanse-Deutsch weniger einheitlich, als vielfach angenommen? Sah man sich zunehmend eingeeengt einerseits etwa durch den Übergang der dänischen Königskanzlei vom Niederdeutschen ausgerechnet zum Hochdeutschen (Winge 1982, 144 f.), andererseits durch die weitere Konsolidierung

eigenständiger Schriftsprachen angrenzender Länder im Westen und im Norden? Die „Zeitbewegung“ (Sodmann 2000, 1509) in Europa lief ja sowieso schon einige Zeit in Richtung nationaler Spracharrondierung, wenn auch noch ohne das (spätere) Postulat nationalsprachlicher Staatlichkeit. Dies alles, sowie auch merkantile, politische, konfessionelle, territoriale Gründe werden Berücksichtigung finden müssen, will man das gesamte Bedingungsgefüge dieses großen Sprachwechsels eruieren. Ein Ergebnis steht aber fest: die außersprachlichen Wirkungsfaktoren sind die eigentlich bestimmenden, sprachimmanente Konditionen bewirken hier aus sich heraus eher wenig.

2.3 Niederrhein; Grafschaft Bentheim, Grafschaft Lingen; Ostfriesland.

Linguistischer Abstand und ausgesprochene Randlage zum hochdeutschen Sprachtypus prägen hier den sprachgeschichtlichen Ablauf. Von der Schreibtradition und vom Basisdialekt her wäre der Anschluß an den niederländischen Typ der Schriftsprache insgesamt organischer gewesen als letztlich die Eingliederung in die neuhochdeutsche Schriftsprache. Diese ‚Zwischenlande‘ im ursprünglich problemlosen Kontinuum dialektsprachlicher Prägung haben Wechselfälle des Einflusses erlebt bis hin zu sprachlichen ‚Zerreißproben‘, konkretisiert schließlich in der deutsch-niederländischen Staats- und zunehmend auch Sprachgrenze. Verantwortlich für die neuere Grenzziehung in einem alten Sprachkontinuum sind vorgängige territoriale Herrschaftszuordnungen. Wiederum zeigt sich hier die Dominanz außersprachlicher Gegebenheiten gegenüber sprachimmanenten. Allerdings wird auch ersichtlich, daß daraus häufig Konfliktstoff erwächst, der die sprachliche Umlagerung um Jahrhunderte verzögern kann.

Die entsprechenden Vorgänge sind bereits mehr oder weniger gut beschrieben. Für den Niederrhein zusammenhängend in der Rheinisch-Westfälische(n) Sprachgeschichte (2000, s. Bibliographie unter S(prachgeschichte)). Dieser (deutsche) Niederrhein hat lange Zeit das Signum einer ‚Zwischenregion‘. Entsprechend lautet auch Eickmans’ Titel (seiner Abhandlung) in der soeben genannten Sprachgeschichte: „Zwischen Amsterdam, Brüssel und Berlin: Zur niederrheinischen Sprachgeschichte im 17. Jahrhundert“. Die genannten Städte stehen für landesherrliche Zuordnungen am Niederrhein: die Grafschaft Moers in der Zuordnung zu den niederländischen Generalstaaten (Amsterdam), das geldrische Oberquartier zu den südlichen spanischen katholischen Niederlanden (Brüssel), Kleve und Mark zu Brandenburg-Preußen (Berlin). Es kommt teilweise zu

einer ‚Niederlandisierung‘ auf kultureller und sprachlicher Ebene, zur Konkurrenz mit der ‚fremden‘ neuhochdeutschen Schriftsprache, deren Übernahme z. B. in deutscher Sicht „unnormale“ verläuft, „indem sich in sehr vielen Bereichen der Schriftlichkeit das Niederländische, teils überwiegend, teils neben dem Hochdeutschen, als Schriftsprache etablieren kann.“ (Eickmans 2000, 215). Reflexe dieses Zustandes, manchenorts auch konfessionell bestimmt, reichen bis in das 19. Jahrhundert.

Mit Bentheim, Lingen, Ostfriesland bewegen wir uns in einer weiteren ‚Zwischenregion‘ am Westrand nach Norden. Hinsichtlich ‚Sprachabstand‘ und ‚Randlage‘ zum Hochdeutschen gelten weitgehend die schon für den Niederrhein genannten Bedingungen. Niebaum (2000, 229) spricht von „triglossischen Spezialfällen“ insofern, als nacheinander, zum Teil auch zeitgleich, das Niederdeutsche, das Niederländische und das Hochdeutsche in Konkurrenz miteinander stehen. Dabei können Amts- und Kirchensprache tendentiell unterschiedlich ‚gesteuert‘ sein je nach territorialer Zuordnung und divergierender konfessioneller Orientierung, etwa mit starken Bindungen in den niederländischen Raum. Die Gesamtentwicklung nimmt Jahrhunderte in Anspruch, der Abschluß ist erst im 19. Jahrhundert ersichtlich: „Während in der Grafschaft Lingen sich das Hd. nach einer Periode fast vollständiger Niederlandisierung allmählich bis zum Beginn des 19. Jhs. als Schriftsprache in allen Bereichen durchsetzte, herrschte in Bentheim und im westmünsterländischen Gronau das Nl. in Kirche, Schule und Handel teilweise bis weit ins 19. Jh.“ (Sodmann 2000, 1506; s. dort auch weitere Literatur).

Für Ostfriesland beziehe ich mich auf Bulicke (1979) und die dort genannte Spezialliteratur. Es ist die ‚Zwischenregion‘-Situation, später ‚Grenzland‘-Situation, wie bisher schon am ganzen Westrand. Auszugehen ist von einer niederdeutschen Basis, die sich sprachstrukturell (sodann) leichter dem westlich angrenzenden Niederländischen einfügt und erst spät unter hochdeutsche Überdachung gerät. Intern vollzieht sich der Sprachenwechsel in der Grafschaft Ostfriesland im Süden und im Norden, in den lutherischen und in den reformierten Gemeinden, unter preußischer und hannoverischer Herrschaft, z. T. unterschiedlich. Preußen etwa untersagt Mitte des 18. Jahrhunderts das Studium an ausländischen Universitäten und stört damit den intensiven Kontakt, insbesondere der Reformierten, mit niederländischen Universitäten. Von Hannover aus erfolgt Anfang des 19. Jahrhunderts stärkerer sprachpolitischer Druck: „In immer wiederkehrenden Verordnungen versuchte die Hannoversche Regierung, die reformierte Kirche Ostfrieslands aus ihren niederländischen Verflechtungen herauszulösen und auch in ihren Gemeinden und Schulen die deutsche

Sprache einzuführen.“ (Bulicke 1979, 16 f.). Solche Verordnungen sind von 1818 bis 1866 belegt. Für 1859 heißt es z.B.: „Auf Beschluß des Ministeriums wird verfügt, daß für neuangestellte oder versetzte Prediger der Gebrauch der hd. Sprache für die Predigt und den Unterricht obligatorisch sei.“ (Bulicke 1979, 18).

2.4 Kölnisch-riparuarische Region

Maas/Mattheier (1987, 232) gehen für Köln im 16. Jahrhundert von einem sprachlichen ‚Überschichtungsprozeß‘ aus. In Hoffmann/Mattheier (1985, 1852) ist der Vorgang treffender „Schreibsprachenersatz“ oder auch „Schreibsprachenwechsel“ genannt. Hoffmann (2000, 124) spricht vom „Varietätenwechsel in der Schriftlichkeit vom regionalen mittelfränkischen Schreibdialekt zu einer überregionalen Schriftsprache“, den man sich in verschiedene Teilprozesse mit unterschiedlichen Verlaufsformen gegliedert vorstellen muß. 2002 wird der Köln-Artikel von Hoffmann/Mattheier überarbeitet in der 2. Auflage des Handbuchs Sprachgeschichte (3. Teilband) erscheinen.

Es ist also zurecht von linguistischem Abstand der Region zum ‚Ober- oder Hochdeutschen‘ (Helber 1593) auszugehen. Das Kriterium ‚Randlage‘ andererseits trifft nur sehr bedingt zu. Wirtschaftlich, politisch, kirchenpolitisch ist diese Metropole am Rhein alles andere als randständig, sie ist weiträumig mit den anderen deutschen Landen vernetzt, ebenso mit den Nachbarn im Westen und Nordwesten, man vgl. etwa den Radius des stadtkölnischen Schriftverkehrs im 15. Jahrhundert bei Möller (1998). Möller kommt übrigens zu dem Ergebnis, daß die Gleichwertigkeit regionaler Schreibsprachen im 15. Jahrhundert mindestens für Köln in Frage zu stellen ist. Köln reagiere im Schriftverkehr in starkem Ausmaß ‚empfängerbezogen‘ – und sei darin eigentlich eine (flexible) Ausnahme. Diese Rücksichtnahme wird natürlich nicht individualisiert, auch nicht bestimmt durch Ranghöhe des Empfängers, sondern offensichtlich durch eine ‚Höherbewertung‘ des Hochdeutschen, in geringerem Maß auch des Niederdeutschen (vgl. Möller 1998, 290). Da Verständlichkeit wohl die steuernde Motivation ist, haben große Sprachblöcke den Vorzug vor kleineren, die kölnische Schreibsprache inbegriffen. Gewisse Binnenvariationen in den größeren Blöcken scheinen dabei nicht sehr ins Gewicht zu fallen. Mit dieser Kenntnis einer labilen „Heterozentrierung“ Kölns (vgl. Möller 2000, 75) ist es dann vielleicht nicht so erstaunlich, daß der Schreibsprachenwechsel zum Hochdeutschen in Köln um 1550 bereits vollzogen ist, bzw. sich

noch in Restschritten vollzieht. „Oberland und Hochdeutsch meinen aus der kölnisch-riparischen Perspektive denselben (dialektgeographisch) mitteldeutsch-oberdeutschen Raum als eine relative Einheit. Am Usus dieses Raumes als strukturierende Zielvorstellung orientiert sich der kölnisch-riparische Sprachgebrauch im 16. Jh. Drucker und zunehmend auch Schreiber wählen damit eine Sprache der ‚Mitte‘ und vollziehen eine klare Abwahl der Sprache der ‚Ränder‘ (für Köln etwa des Niederländischen oder Niederdeutschen, wie es jüngst Walter Haas (1999) am Fall des Petrus Canisius deutlich herausgearbeitet hat.“ (Hoffmann 2000, 135). Das ripuarische Gebiet nimmt sich damit schreibsprachlich-schriftsprachlich endgültig aus den basissprachlichen Einbettungen zum Westen und Norden hin heraus und wird fortan hochdeutsch überdacht.

2.5 Generelle Bemerkungen zur Regionen-Typisierung im hochdeutschen Sprachraum.

„Hochdeutsch“ umfaßt nach der geltenden dialektgeographischen Einteilung Mitteldeutsch und Oberdeutsch. Heute zählen wir das Ripuarische zum Mitteldeutschen und damit zum Hochdeutschen; vordem galt das nicht. Helber (1593), wie erinnerlich, kennt „viererlei Teutsche Sprachen [...], in denen man Buecher druckt, die Cölnische oder Gûlische, die Sächsische, die Flämmisch od(er) Brabantische, vnd die Ober oder Hoch Teutsche.“ Letztere wird hier als Einheit genannt, dann erst zusätzlich unterteilt nach variierender Wiedergabe der Diphthonge in den Drucken.

Ich möchte bei Helbers Abhebung des Ober- oder Hochdeutschen gegenüber den drei anderen Drucksprachen im Niederdeutschen und Mittel- und Niederfränkischen bleiben. Metasprachliche Zeugnisse aus mittelhochdeutscher Zeit bestätigen bereits einen durchweg empfundenen Sprachabstand zwischen dem, was *oberland* und dem, was *niderland* genannt wird (vgl. u.a. Socin 1888, 109 f.). Helber nennt die Bezeichnung *Oberland* als nicht mehr gebräuchlich und verbindet damit, wie es scheint, das Höchste Rheinische; Berthold von Regensburg zählt die Leute *dort her von Zürich [...] unde die von dem Bodensêne* dazu; *oberlendisch* schließt aber letztlich auch das Mitteldeutsche ein und reicht etwa am Rhein von Süden her bis an die Ahr (vgl. Hoffmann 2000, 134 f., Meisen 1950/51, neuerdings Möller 2001).

Den Schreib- und Drucksprachen des Helberschen Ober- oder Hochdeutschen kann man meinem Urteil nach keinesfalls den Status von ‚Abstandssprachen‘ (im Sinne von Kloss) gegenüber der neuhochdeutschen Schriftsprache zubilligen. Darin unterscheiden sich die hochdeutschen Re-

gionen von den bisher hier besprochenen. Daher kann auch das Kriterium des ‚linguistischen Abstandes‘ in einem strikten Sinn letztlich nicht mehr als Argument für Konvergenz-Verhinderung angeführt werden, denn es liegt nicht Abstand, sondern Nähe vor, verglichen mit den schon behandelten Regionen im Norden und Westen. Maas/Mattheier (1987, 233) gehen daher z.B. für den bairisch-ostfränkischen und den ostmitteldeutschen Raum nicht von einem ‚Überschichtungsprozeß‘ aus, sondern von einem ‚Ausgleichsprozeß‘ – das ist der andere Verlaufstyp der Schrifteinigung. Hinsichtlich des Rheinfränkischen (Mainz, Frankfurt, Worms, Speyer) sind sie unsicher in der Zuordnung; sie halten es für möglich, daß sich hier beide Prozeßtypen gemischt haben könnten. Das Alemannische (von Straßburg und Basel bis Zürich und Bern) schlagen sie allerdings wiederum ganz dem Übersichtungstyp zu. Klare Kriterien für solche Sortierungen sind eigentlich nicht zu erkennen. In keiner hochdeutschen Region konnte das Gefühl totaler Fremdheit beim Übergang zur hochdeutschen Schriftsprache aufkommen, so wie es sich etwa in Norddeutschland und am Niederrhein ergab.

Graphie-Unterschiede im Lautbereich lassen sich weitgehend regelhaft an- und ausgleichen, Differenzen in der Flexionsmorphologie ebenfalls, zudem sind sie kaum eine Verstehensbarriere – im Gegensatz zum sprachregionalen Wortschatz, dessen Auswahl und Abwahl über Jahrhunderte dauern kann und das eigentliche Problem gleichsam für alle Regionen darstellt. Natürlich gibt es im hochdeutschen Raum Regionen mit größerer oder auch geringerer Nähe zum neuhochdeutschen Sprachtypus, nirgendwo aber prinzipielle Fremdheit. Wo solche empfunden wird, macht sie sich in der Regel fest an einem kleinen ‚set‘ sprachlicher Elemente, die, für sich genommen, letztlich keine Verstehensbarriere sind, sondern eher als Identifikationsmarker – für was auch immer – dienen. Möglicherweise mutiert dann eine vermeintliche ‚Regionalmaxime‘ zu einer ‚Konfessionsmaxime‘ mit sprachlichen Markierungszeichen.

Für die Raumtypik im hochdeutschen Bereich spielen meines Erachtens sprachimmanente Barrieren hinsichtlich einer schriftsprachlichen Einigung keine Rolle, wenn man einmal von lexikalischer Konkurrenz absieht. Insofern darf und muß längerfristig behauptete Variation im Rahmen des neuen, gebietsübergreifenden Schrifttypus als Ausdruck außersprachlicher Konfigurationen gedeutet werden. Das ist nun im Folgenden versuchsweise für die deutschsprachige Schweiz und für den bayrisch-österreichischen Raum zu prüfen.

2.6 Die deutschsprachige Schweiz

Stefan Sonderegger (1998, 265) beginnt im Rahmen einer „Geschichte deutschsprachiger Bibelübersetzungen in Grundzügen“ den Abschnitt über die Zürcher Bibel mit folgenden Worten: „Zu den großen Ereignissen der älteren dt. Sprachgeschichte auf dem Boden der Schweiz gehört die Entstehung, Verfestigung und Ausstrahlung einer zürcherischen Bibelübersetzung seit der Refomationszeit.“ Nach Mezger (1876, VII) „... ist die Zürcherische Bibelübersetzung das einzige Werk, welches in ununterbrochener Reihenfolge die Entwicklung der deutschen Schriftsprache in der Schweiz darstellt [...]“. Und Zollinger (1920, 105) kommt nach einem systematischen Vergleich der allgemeinen Schriftlichkeit in Zürich und der Sprache der Zürcher Bibel zu folgendem Ergebnis: „Es bleibt unwiderlegbare tatsache, daß die aufnahme der nhd. schriftsprache in Zürich sich in allerengstem anschluß an die entwicklung der Zürcher bibelsprache vollzog.“ Das geschieht nach Zollinger (95) in zwei Perioden: „die erste dauert von 1670 bis 1755, die andere von 1755 bis an den anfang des 19. Jhs. Die erste wird eingeleitet durch B (= Bibel) 1665/7, die zweite durch B 1755/6, kräftig unterstützt durch den druck von 1772, der die ganze bewegung dem abschluß zuführt.“ Zweimal nur scheint die Zürcher Bibel hinsichtlich einer Anpassung an die allgemeine Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Verzug gekommen zu sein, das war vor der großen Revision 1665–67, sodann in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor den Bibelausgaben 1755/56 und insbesondere 1772. Zu dieser Zeit befindet sich Deutschland schon in der Goethezeit und sprachlich ganz nahe an der Weimarer Klassik – und die Schweiz bleibt natürlich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts keineswegs unberührt von der aufblühenden deutschsprachigen Literatur – mit Autoren auch im eigenen Land. Auf diesem Hintergrund sind gewisse Bemerkungen in der Vorrede zum Zürcher Bibeldruck von 1772 zu verstehen. Man habe es sich, so beginnt der entsprechende Passus der Vorrede, bei dieser Ausgabe angelegen sein lassen: „... alle Wörter so zu schreiben, wie sie eigentlich, nach der heutigen Manier, geschrieben werden müssen; die Verse, und Absätze der Rede durch die bekannten Unterscheidungszeichen genauer zu bestimmen; verschiedene veraltete, und längst aus der Uebung gekommene Ausdrücke mit andern üblichen und verständlichen Ausdrücken zu vertauschen; und überhaupt die ganze Schreibart nach sichern Regeln, und nach dem nun einmal in ganz Deutschland angenommenen Sprachgebrauche, einzurichten.“ (Vgl. zu weiteren Details des Drucks von 1772 Besch 1990, 301–311).

Dies alles sind Zeugnisse, die für die führende Rolle der Zürcher Bibel bei der Durchsetzung der neuhochdeutschen Schriftsprache in der Schweiz

sprechen können. Die Entwicklung führt dahin, wohin schließlich maßgebend auch die Lutherbibel geführt hat. War das die ursprüngliche, eigene ‚Mission‘ der Zürcher Bibel?

Es gibt Äußerungen aus früherer Zeit, die das anders sehen. Zunächst übernimmt man in Zürich von Luther, ändert z.T. in Richtung oberdeutschen Wortschatzes, glaubt, an verschiedenen Stellen die bessere Übersetzung zu haben – solches geht aus der Vorrede der Zürcher Folio-Bibel von 1531 hervor. Über die Sprachzüge der Zürcher Bibel 1524–1534 informieren u.a. Mezger (1876, 424f.); Lavater (1983, 1367f.); Sonderegger (1988 und 1998, 266f.); Himmighöfer (1995, 86–95 zum NT, 319–331 zur Zürcher Propheten-Übersetzung; Byland (1903, AT: Vergleich Luther/Zürich). Bisweilen wird in der Forschung zu sehr auf Orthographie und Flexionsmorphologie abgehoben. Als Hauptproblem ist der Wortschatz zu sehen. Nach Himmighöfer (1995, 90f.) übertrifft die Ersetzung von Lutherwörtern durch alemannische im Zürcher NT von 1524 die Anzahl der in Adam Petris Glossar, Basel 1523, genannten Beispiele um ein Vielfaches. Zu diesem Zeitpunkt war die ‚Alemannisierung‘ eine Notwendigkeit, um das Verstehen zu sichern, denn ein gemeinsamer schriftsprachlicher Wortschatz bildete sich erst im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts heraus. Bei den eigenen Wörtern wollte man offensichtlich auch noch hundert Jahre später bleiben, wie aus der Vorrede Johann Jacob Breitingers zu seiner revidierten Fassung des Neuen Testaments, Zürich 1629, hervorgeht. Er wolle, so heißt es: „... daß dieß New Testament vnserm volk wiederumb gegeben wurde in seiner Eidgenössischen, anerbornen mutterspraach, da sonstn jetz etliche jar har, so oft die testament in einer oder andern form bey vns außgegangen, vil außländische vnd solche wort nach vnd nach eingemischt worden sind, davon vnsere leut im läsen nit wenig verdruß empfangen habend.“ (Zitiert nach Mezger, 1876, 222). Als sonstige Beispiele des „schweizerischen Idioms“ führt Mezger (223f.) etwa an: Perfekt statt Imperfekt; Verbendung – *nd* im Plur. Präs.; immer noch strenge Trennung von Präsens Indikativ und Konjunktiv; *biß* statt *sei, gang* für *gebe*, u.a. mehr, allerdings auch Anpassungen an die neuere Entwicklung. Gut 30 Jahre später werden für die Vorbereitung der umfassenden Revision von 1665/67 gutachterliche Äußerungen von Geistlichen eingeholt. Viele eifern gegen das Eindringen der Lutherschen Bibel, wünschen gar einen Rückgriff auf ältere, verständlichere Fassungen der Zürcher Bibel. Wir wissen, daß das Gegenteil geschah, daß der Revisionstext von 1665/67 „den entschiedenen Schritt zur hochdeutschen Sprache wagte“ (Mezger 1876, 243) – eine merkwürdige Tatsache, daß dies so rasch geschehen konnte, wie Mezger (251) vermerkt.

Von „Landessprache“ ist immerhin noch in der Vorrede Johann Caspar Ulrichs zu seiner Zürcher Bibelausgabe von 1755 die Rede: „Glückliches Zürich, das du schon von altem her, nicht wenige rechtschaffene, unermüdete und treue Knechte des HERRN in deiner Schoos ernähret hast, die sich alle nur ersinnliche Mühe gegeben haben, deinen Kindern die heilige Bibel in ihre Landessprache getreulich zu übersetzen [...]“. Heißt „Landessprache“ hier nur ‚deutsch‘, oder im engeren Sinn noch ‚eidgenössische, anerborne muttersprach‘? Letzteres ist wohl eher anzunehmen. Das Vorwort zum Bibeldruck von 1772, also knapp zwanzig Jahre später, schließt allerdings jede Eingrenzung auf eine Art eidgenössischer Sprache völlig aus.

Lavater (1997, 199 f.) behandelt die Wirkungsgeschichte der Zwingli-Bibel unter der Überschrift „Marginalisierung“. Außerhalb ihrer engeren Heimat sei die Zwingli-Bibel kaum ein eigenes Thema gewesen. Es gebe im Wesentlichen zwei Ursachen für diese „Randständigkeit“, einmal die Konkurrenz der Lutherbibel, zum andern ein erstarkendes nationales Identitätsbewußtsein, gebunden auch an die eigene Sprache (vgl. auch Sonderegger 1982, 51–61). Die von Zwingli angeregte und auch maßgeblich geprägte Übersetzungssprache habe sich „von Anfang an und für genau 250 Jahre in eine Kulturnische begeben.“

Die bisher mitgeteilten historischen Äußerungen, verbunden mit der Deutungsperspektive Lavaters scheinen mir folgende Überlegungen zu erlauben: Die Zürcher Bibelübersetzung ist anfangs Teil des allgemeinen reformatorischen Aufbruchs der 1520er Jahre. Luthers NT wird unbedenklich übernommen, auch durchaus verstanden, allerdings mit für diese frühen Jahrzehnte notwendiger, wenn auch sehr gemäßigter alemannischer Anpassung in Wortschatz, Flexionsmorphologie und Graphie. Nach Zwinglis Tod (1531) scheint sich eine Zeit von gut hundert Jahren abzuzeichnen, die auf die Entwicklung einer eigenständigen schweizerdeutschen Bibelsprache hinzielt. Als Motivation dafür könnte man etwa ins Feld führen die Distanzierung von Luther im Gefolge des Abendmahl-Streites und der wahrhaft verletzenden Äußerungen Luthers über Zwinglis schweizerisches Idiom (*sein filzricht, zötticht deudsch*, vgl. Lavater 1983, 1366 f. und Wolf 2000, 156 f.) und der aus heutiger Sicht absolut unverständlichen Verteufelung der Zürcher Reformation durch Luther (keine Gemeinschaft mit ihnen haben / Gott behüte alle unschuldigen Herzen vor ihrem Gift, vgl. WA Br. 10, 384 f.) Wichtiger als dieser Negativanstoß ist wohl die stark empfundene politische Eigenständigkeit und ein eigenes Sprachbewußtsein (vgl. Sonderegger 1982) als Motivationshintergrund zu sehen. Es sind also solche nicht streng linguistischen Faktoren, die auf eine schriftsprachliche/bibelsprachliche Eigenständigkeit hinzuwirken scheinen, eben nicht der große

Sprachabstand wie in Norddeutschland (bis Anfang des 17. Jahrhunderts) oder am Niederrhein. Für Stabilisierung einer schweizerdeutschen Bibelsprache spricht auch noch ein anderer Punkt, der gattungsinhärent ist, nämlich die Wortstabilität im muttersprachlichen Übersetzungstext. Luthers Bibelwortschatz ist seit der Ausgabe von 1545 bis zur ersten kirchenamtlichen Revision von 1892 absolut unangetastet geblieben. Das wurde im 18. und 19. Jahrhundert zunehmend getadelt, hat aber letztlich die schriftsprachliche Konsolidierung des Wortschatzes entscheidend gefördert. Für die Zürcher Bibel ist in diesem Zusammenhang an die zitierte Aussage von Breitinger 1629 zu erinnern, daß durch Wort austausch „ynsere leut im läsen nit wenig verdruß empfangen haben.“ Wie das gemeint sein könnte, geht tadelnd ca. 150 Jahre später aus der Vorrede zur revidierten Ausgabe von 1772 hervor. Sie spricht von „gewissen Lesern, die mit einer abergläubischen Aengstlichkeit an den Worten der altern Uebersetzung hängen“ und „noch immer den kindischen Gedanken in ihren Herzen Raum geben [...]“, daß man in der einmal eingeführten Uebersetzung der heil. Schrift nicht das geringste ändern könne, ohne auf diese Weise das ewige Wort Gottes selbst zu verunstalten und zu verfälschen [...].“ Die gläubige Gemeinde wünscht die *stabilitas* des Wortes Gottes auch in der muttersprachlichen Version. Spätestens in der Jahrhundertrevision von 1665/67 ist sie aufgegeben, „weil die neue Uebersetzung den entschiedenen Schritt zur hochdeutschen Sprache wagte“ (Mezger 1876, 243). „Es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, daß die Bearbeiter dieser neuen Uebersetzung es wagen durften, den Schritt zur hochdeutschen lutherschen Sprache so rasch zu tun.“ Offenbar war aber letztere doch schon weiter verbreitet, wie man dem Gutachten des Stephan Spleiß, Rektor am Gymnasium zu Schaffhausen, im Zusammenhang mit der Revisionsarbeit an der Ausgabe 1665/67 entnehmen kann. Gesagt wird, daß nämlich die hochdeutsche Sprache „in der Herren zu Zürich loblichen Stadt und Landschaft bereits ja mehr und mehr bekannt war und auch von unstudirten und ungereisten leichtlich verstanden ward“. (Beide Zitate aus Mezger 1876, 251). Nach Lavater (1997, 209) wagte die Revisionsbibel von 1665/67 „die irreversible ‚preisgabe alles schweizerischen nach laut und form‘ in Richtung der ‚nächstgrösseren schriftsprachlichen einheit, dem oberdeutschen‘. Seit 1678 galt diese Edition an Zürichs Schulen als orthographische Norm.“

So ist in der Tat die Zürcher Bibel mit der Entwicklung der deutschen Schriftsprache in der Schweiz verbunden, aber in historisch wechselnder Rolle. Erst nachdem der Ansatz einer eigenen schweizerdeutschen Bibelsprache (Lavater spricht von einer „sich allmählich etablierenden gemeinschweizerischen Schriftsprache“, S. 209) „irreversibel“ aufgegeben wurde,

konnte sie durch ihre Verbreitung im Volk der Förderung der deutschen Schriftsprache dienlich sein – nach einer gewissen Stagnation dann noch einmal mit den Revisionen 1755 und 1772, wobei die weitgehende Verhochdeutschung des Textes von 1772 aufgrund theologischer Streitigkeiten dann erst 50 Jahre später voll übernommen worden ist. Die Zürcher Bibel ist sprachlich anfangs auf eigenem Weg, dann durch die allgemeine Entwicklung eingeholt und umgelenkt, schließlich antreibend und angetrieben in der neuen Richtung wirksam. Geblieben ist der Übersetzungsruhm im Blick auf die Grundsprachen der Bibel, aufgegeben die *eidgenössische, anerborne muttersprach*.

Was hat wohl zum Scheitern einer eigenen schweizerdeutschen Bibel- und vielleicht auch Schriftsprache geführt? Man kann sicher die „Randständigkeit“ nennen, damit verbunden die Übermacht der Lutherbibel-Rezeption in großen Teilen des gesamten deutschen Sprachgebiets, schließlich die schweizerdeutsche Uneinigkeit der Kantone, politisch, mit unterschiedlichen Angrenzer-Verhältnissen, divergierendem Sprachverhalten, insgesamt mit einem Frühneuhochdeutsch als einer „auseinanderstrebenden Größe“ (vgl. Sonderegger 1993). Die Uneinigkeit betrifft gar nicht so sehr den Gegensatz katholisch / evangelisch, sondern die Differenzen innerhalb der protestantischen Kantone. Bei Mezger (1876) kann man Genaueres etwa über die Zulassung der Luther-, Zwingli- und Piscatorbibel in den deutschsprachigen Kantonen erfahren. Da ist die Zwingli-Bibel keineswegs eindeutig in der Vormachtstellung. Im Kanton Bern z.B. galt bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts sowohl die Zürcher- als auch die Lutherbibel. Um 1660 suchte Zürich im Zusammenhang mit der laufenden Revision die Berner Kirche für eine Zusammenarbeit zu gewinnen, „... daß durch eine gemeinsame Bibelübersetzung das Band unter den Gliedern der schweizerisch-reformirten Kirche enger geschlossen [...] werde.“ (S. 284f.) Die Bemühung scheiterte. 1681 wurde dann in Bern nach längerem Vorlauf die Piscator-Bibel offiziell eingeführt.

Wenn man der hier vorgetragenen Argumentation folgt, dann hätte die Zürcher Bibel Ansatzpunkt einer intendierten schweizerdeutschen Eigenschriftlichkeit sein können und wollen. In den ersten hundert Jahren nach Luther schien das unter günstigen politischen Verhältnissen potentiell noch möglich zu sein, selbst bei ungünstiger Randlage. Etwa seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ist dieser Eigenweg blockiert durch die großräumige Schriftsprachentwicklung im übrigen deutschen Sprachgebiet, in Analogie übrigens auch zu den großen Nachbarsprachen.

Ist das heutige Verhältnis der Deutschschweizer zum „Schriftdeutschen“ (vgl. etwa Koller 2000, 585), ebenso dessen Nichtverwendung in der Spra-

che des Alltags als mentale Folge eines historisch verweigerten Selbstbestimmungsmodells zu deuten? Wir wissen, daß das bis etwa um 1900 nicht so empfunden wurde. Heute aber scheint neben der (fremden) Schriftsprache die *eidgenössische, anerborne mutterspraach* sich im Alltag des ganzen Landes so klar erhalten zu haben, daß man recht eigentlich von einer Diglossie ausgehen muß.

2.7 Der bayrisch-österreichische Raum

Als Übergang vom westlichen zum östlichen Oberdeutschen greife ich auf eine kleine Abhandlung des evangelischen Pfarrers und bekannten Züricher Autors Johann Jakob Bodmer von 1755 zurück mit dem Titel: „Bestimmung der Verdienste D. Martin Luthers um die deutsche Sprache.“

Es meldet sich hier eine Stimme zu Wort, die die Sprachentwicklung aus oberdeutscher Perspektive betrachtet. Da ist dann letztlich weniger von Verdiensten die Rede als von Verlusten. Bodmer beklagt den Abbruch der Kontinuität in der Entwicklung der deutschen Sprache. Man hätte auf das Mittelhochdeutsche zurückgreifen sollen. Der große Luther hätte dort „allen Reichthum der Wörter, alle Wendungen der Sätze, allen Nachdruck, alle Zierlichkeit“ für seine Übersetzungsarbeit finden können. Aber er schloß leider nicht an diese Tradition an. So entstand eine Art Kluft zwischen dem Alten und dem Neuen, wofür Beispiele genannt werden. In protestantischen Landen setzte sich dieser veränderte Sprachtypus durch, dies wiederum zeitigte Unterschiede gegenüber der Sprache der „catholischen Provinzen Deutschlands“. „Vor Luthers Veränderungen war der Unterscheid zwischen der sächsischen Mundart und der Beierischen oder Oesterreichischen ungleich geringer, als er heut zu Tage ist. Eben dieses mag zum Theile auch Ursache seyn, daß die Provinzen an dem obern Rhein, welche des Zwingels Lehre folgten, und seine Bücher lasen, in welchen die Sprache der Schwäbischen Kaiser sorgfältiger behalten ward, viel später der Sächsischen Sprache sich beflissen haben, und noch izeo in vielen absonderlichen Stücken davon abweichen.“ (S. 314/15).

Die Schweizer sind also aus den genannten Gründen ‚im Verzug‘, ebenso die katholischen Provinzen, hier im engeren Sinn das ‚katholische Oberdeutschland‘. Beide verbindet eine gewisse Nähe zum Mittelhochdeutschen, das ja aus oberdeutscher Grundlage hervorging. Die neue Grundlage ist mehr zum Mitteldeutschen verschoben. Insofern ist seit dem 16. Jahrhundert die Ausgangslage im West- und Ostoberdeutschen zunächst gleich. Dann aber kommt es zu Modifikationen durch die konfessionelle Markie-